

Stephan Brakensiek, geboren 1968 in Dortmund, studierte Kunstgeschichte, Geschichte, Politikwissenschaft und Publizistik an der Ruhr-Universität Bochum. Nach verschiedenen Tätigkeiten im Ruhrgebiet arbeitet er seit 2004 in Trier und lebt im nahen Hochwald.

STEPHAN BRAKENSIEK

# **DIE AKTE MARX**

*Kriminalroman*

Dieses Buch ist ein Roman. Alle Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Judith und Albrecht, meine besten Freunde

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: Helgi/photocase.de  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer  
Umsetzung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2018  
ISBN 978-3-7408-0268-4  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

*Müde  
und einsam.  
Müde, bis der Verstand schmerzt.  
Von den Klippen  
rinnt Schmelzwasser.  
Taub die Finger,  
bebend die Knie.  
Jetzt gilt es,  
jetzt darfst du nicht loslassen.*  
Dag Hammarskjöld, Tagebucheintrag vom 6. Juli 1961

## Prolog

Es war ein nasskalter Nachmittag, und Jens Lehmann hatte keine rechte Lust, seinen Dienst in der zugigen Betonkuppel unweit der Mannschaftsbaracke anzutreten. Unwillig hatte er sich bereits nach einem kargen Mittagessen um eins seinen Karabiner und sein Fernglas umgehängt und war über die dunkel geschotterte Fläche zwischen den Hütten Richtung Steilküste gegangen. Stille herrschte über dem Kanal, und auch ansonsten versprach dieser 1. April 1943 nicht anders zu werden als all die anderen Tage, an denen er hier als Unteroffizier seinen Dienst tat. Er hätte einen Aprilscherz gebrauchen können, so wie früher in seiner Kindheit: einfach, herzlich, dumm. Doch zum Scherzen war hier niemandem zumute. Es herrschte Krieg.

Die ersten Stunden seiner Schicht vergingen in der bekannten Trostlosigkeit der Langeweile. Doch dann bemerkte Lehmann ein leises Knurren. Es war ein Geräusch, das er noch niemals zuvor gehört hatte. Es kam aus Richtung Nordwesten und wurde allmählich lauter. Bomber waren es nicht, da war sich Lehmann, der unter seinen Kameraden als einer der Besten im Erkennen feindlicher Flugzeuge an ihren Motorengeräuschen galt, sicher.

Er begann, den noch immer leicht nebligen Himmel über dem Meer nach den sich nähernden Maschinen abzusuchen. Doch er konnte nichts entdecken.

Dann, wie aus dem Nichts, tauchten sechs zweimotorige Bomber direkt vor seinem Beobachtungsposten auf. Ihre Motoren machten einen ohrenbetäubenden Lärm, als sie in zwei Dreiergruppen über die Baracken der Wehrmacht hinweg Richtung Inland flogen. Es waren die Havilland D.H. 98 Mosquitos. Sie waren in den letzten Wochen zu einer regelrechten Plage geworden, sowohl über den besetzten Gebieten als auch

über dem Reich. Lehmann hatte davon gehört. Erst im Herbst hatte eine Gruppe dieser Flieger das Gestapo-Hauptquartier in Oslo angegriffen – am helllichten Tag. Lehmann hatte sie in der Realität noch nie gesehen und daher keine Ahnung von ihrer Reichweite.

Routiniert drehte er den Hebel des neben ihm stehenden Telefons und machte befehlsgemäß Meldung an die zuständige Dienststelle der Luftraumüberwachung in Arras. Wäre doch ein Wunder, wenn die leichten Flieger aus Holz, die nur Bomben und keine weiteren Bordwaffen trugen, nicht schon bald von den eigenen Jägern abgeschossen oder anders zu Boden gebracht würden, dachte er. Gefahr bestand sicherlich keine. Lehmann glaubte an die Macht der deutschen Wehrmacht und an das bevorstehende siegreiche Ende des Krieges. Kurz dachte er an seine Frau, zu der er dann als Held zurückkehren konnte. Wie gut, dass seine Hilde aus dem Ruhrgebiet nach Trier zu ihren Eltern gezogen war. Dort war es sicher.

Lehmann begann erneut, gelangweilt wie bereits am Mittag, den Luftraum über dem Kanal mit seinem Feldstecher abzusuchen, als eine zweite Staffel von weiteren sechs Maschinen seine Beobachtungskuppel in Richtung Festland überflog.

\*\*\*

Commander Whitaker hatte diesem Auftrag lange entgegengefeuert. Er und die 105. Squadron der Royal Air Force hatten in den letzten Monaten schon so manchen Überraschungsangriff auf den Gegner geführt, alle wohl vorbereitet und minutiös geplant. So auch diesmal. In den meisten Fällen waren sie allerdings immer auf küstennahe Ziele angesetzt gewesen, um nach Möglichkeit lange unentdeckt bleiben und, wenn es denn brenzlich werden sollte, schnell wieder den Rückzug aufs Meer antreten zu können. Denn die Deutschen rüsteten ihre Flugabwehr entschieden auf, und ihren Flugzeugen vom Typ B Mk.IV mit ihrer überlegenen Feuerkraft konnten die »Mosquitos« nur

ihre robuste Konstruktion, ihre hohe Geschwindigkeit sowie ihre guten Höhenflugeigenschaften entgegensetzen, die die der deutschen Maschinen bei Weitem übertrafen.

Whitaker empfand die fehlende Bewaffnung aber nicht als Nachteil, sondern setzte voll auf die technischen Möglichkeiten der neuen Flugzeugtypen, deren fliegerische Besonderheiten ihn faszinierten. Hier zeigte sich, so gestand er sich des Öfteren im Stillen ein, dass die Deutschen nicht die besseren Ingenieure hatten, wie alle immer sagten, und der Krieg vermutlich auch durch technischen Vorsprung zu gewinnen sein würde.

Beim Start heute Morgen in der Nähe von Norwich hatte alles nach einem verregneten Tag ausgesehen, was seinem Auftrag eine gute Tarnung gegeben hätte. Nun aber strahlte es blau vom Himmel, und Whitaker wusste, dass es nicht ganz so einfach werden würde, Nordfrankreich und Belgien zu überfliegen, ohne von der deutschen Luftabwehr entdeckt zu werden. Aber er nahm es sportlich, fühlte sich als einer der letzten Ritter der Lüfte und bewahrte einen klaren Kopf. Solange er hoch und schnell genug flog, konnte ihm quasi nichts passieren.

Anders sein Navigator Charles Moore. Er hatte doppelte Sorgen, die er aber offiziell niemals zugegeben hätte. Zum einen hatte er die Trainingsflüge mit der »Mosquito« gehasst, die aufgrund der hohen Geschwindigkeit der Maschine von sechshundert und mehr Stundenkilometern in einer Höhe von knapp neuntausend Metern zu absolvieren waren. Zum anderen – und das war viel wesentlicher – wusste er durch eine Indiskretion einer höhergestellten Sekretärin der Luftflotte, mit der er gelegentlich verkehrte, vom heutigen Ziel. Krankmelden kam für den jungen Leutnant allerdings nicht in Frage, sodass er sich am Morgen in den zweiten Sitz des Bombers gesetzt und sich in sein Schicksal gefügt hatte.

Nachdem beim Start alles geklappt hatte, die Sicht besser wurde und sie die französische Küste in der Nähe von Escalles

überflogen hatten, eröffnete Whitaker seinem Navigator, wohin es gehen würde.

»Ich weiß«, antwortete Moore mit belegter Stimme. »Meine Familie kommt von dort. Ich habe da Verwandte.«

»Das wusste ich nicht«, antwortete der Commander. »Sie hätten sich austauschen lassen sollen.«

»Nein, schon gut. Der Job muss gemacht werden. Und bei den Eisenbahnern war nie jemand aus meiner Familie. Bringen wir es hinter uns und reden wir nicht mehr darüber.«

Zufrieden, sich auf seinen Kameraden verlassen zu können, beschleunigte Whitaker die »Mosquito« auf sechshundert Stundenkilometer. Die anderen fünf Maschinen folgten seinem Beispiel. Es waren noch knapp sechzig Minuten bis zum Ziel.

\*\*\*

»Bittmann«, scholl es energisch über den in der Nähe des angrenzenden Elektrizitätswerks befindlichen Teil des Bahnausbesserungswerks in Trier-West. »Bittmann, Sie alte Knallcharge, wo sind Sie, verdammt noch mal?« Oberfeldwebel Mayer war außer sich. »Immer wenn man Sie braucht, sind Sie nicht da.«

Missmutig stapfte der Unteroffizier, der erst seit drei Monaten als Reservist zur Wehrmacht eingezogen worden war, über das Gelände zwischen Gleisen, ausgedehnten Lokschuppen, abgestellten Waggons und ein- und ausfahrenden Güterzügen. Trier war, das wusste Mayer mehr als alle anderen, schon in preußischer Zeit ein zentraler Umschlag- und Aufmarschplatz gegen Frankreich gewesen. Aber das, was heute hier los war, das hatte es in seiner Erinnerung noch nie gegeben.

Über das Geschehen im Ausbesserungswerk war Mayer bestens informiert, hatte er doch seit nunmehr sechzehn Jahren die Leitung des Werkes erst als Zivilangestellter der Reichsbahn, jetzt als Militärangehöriger zu organisieren. Leicht

war es nie gewesen, doch heute ... Mehrere Züge, die in den nächsten Tagen aus dem Rheinland und Luxemburg Soldaten an die Ostfront transportieren sollten, mussten gereinigt und hergerichtet werden. Dann waren noch dreißig zerschossene Waggons wiederherzustellen und fünf Lokomotiven zu richten. Und zu allem Überfluss hatte die SS noch kurzfristig angekündigt, einen geheimen Panzerzug aus Antwerpen mit einigen Waggons aus Paris und Amsterdam sowie einem aus dem Osten hier zusammenkuppeln zu wollen, um ihn dann nach Linz an der Donau weiterzuleiten. Alles äußerst geheim und prioritär und besonders schnell unter höchster Sicherheitsstufe zu realisieren.

Manchmal hätte Mayer explodieren können. Hatten die da oben überhaupt eine Ahnung, was Logistik auf operativer Ebene bedeutete? Und nun fehlte ihm auch noch seine rechte Hand, Bittmann.

»Was für eine Scheiße.«

Es nieselte über der großen Industriefläche, die seit 1911 als Hauptwerkstätte der Preußischen Staatseisenbahnen zur Ausbesserung und Wiederherstellung von Schienenfahrzeugen in Trier-West entstanden war. Aber der Hochnebel, der sich seit dem Morgen hartnäckig hielt, wollte nicht abregnen.

Das Ausbesserungswerk hatte schon Mayers Großvater Arbeit gegeben, der hier einfacher Schlosser gewesen war. Und auch sein Urgroßvater, der allerdings noch in Konz-Karthaus arbeiten musste, hatte für die Eisenbahn – wie man hier sagt – »geschafft«.

Er, Joachim Mayer, war jedoch der Erste, der nicht nur ein Handwerk erlernt, sondern auch studiert hatte. Maschinenbau in Aachen hatte er absolviert, um danach, über einen kleinen Umweg in Ludwigshafen, leitender Ingenieur in Trier zu werden. Erst zivil, nun in Uniform. Aber immerhin eine Rangstufe höher als im Ersten Weltkrieg, als er tatsächlich Frontdienst geleistet hatte. Darauf war er besonders stolz. Denn er hatte Ehre, nationale wie persönliche.

»Bittmann!« Wieder schrie Mayer nach seinem Kollegen. »Wo stecken Sie denn?« Als er dann die drei SS-Wachposten mit Maschinenpistolen in der Nähe einer Ausbesserungsschmiede neben einem einzelnen abgekoppelten Waggon sah, wusste er Bescheid. Bittmann überwachte, wie er es selbst angeordnet hatte, die Instandsetzung der klemmenden Tür des gepanzerten Güterwagens.

Mayer schüttelte über sich selbst den Kopf, beschleunigte aber seine Schritte und stand kurze Zeit später vor den SS-Männern, die ihn aufhielten und nicht bis zu seinem Kollegen vorlassen wollten.

Keine Ausnahme sei zulässig, so einer der Soldaten, da sei die Order des Herrn Obersturmbannführers eindeutig, auch für den Betriebsleiter nicht.

Mayer musste unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dann würde er eben allein in den Leitstand gehen und alles, soweit es ihm möglich war, vorbereiten, für den Fall, dass tatsächlich eintreffen sollte, was er vermutete: ein Luftangriff auf das Ausbesserungswerk. Denn den Anflug einer Staffel von britischen Kampfflugzeugen auf den Raum Trier hatte ihm erst vor Minuten die Luftraumüberwachung gemeldet.

Bislang war es in Trier seit Kriegsbeginn diesbezüglich ruhig gewesen. Nur vereinzelt Angriffe ohne größere Schäden hatte es gegeben.

Was, so dachte der Ingenieur, könnte diese nun offensichtlich größere Attacke hier zum Ziel haben, wenn nicht »sein« Ausbesserungswerk? Denn die zahlreichen und üppig bestückten Weinkeller der Stadt, so viel Berühmtheit ihnen auch zukam, waren sicherlich nicht kriegsentscheidend.

\*\*\*

Matthias Bittmann staunte nicht schlecht, als er in Begleitung von Obersturmbannführer Kiesling die beschädigte Tür des gepanzerten Waggons inspizierte. Der Schaden war enorm. Be-

schuss sei die Ursache für die Schäden, hatte ihm der Offizier lapidar mitgeteilt. Doch das, was Bittmann mit geschultem Auge erkannte, war nicht durch Projektile entstanden. Es sah eher so aus, als ob jemand versucht hätte, die Waggontür aufzusprengen, und zu diesem Zweck Sprengstoff außen auf dem Metall befestigt hätte.

»Was transportiert ihr eigentlich?«, fragte er seine schwer bewaffneten Begleiter, die alles ganz genau beobachteten.

»Geheimsache«, antwortete einer der SS-Sturmmänner militärisch kurz.

Bittmann verstand nicht wirklich. Im Inneren des Wagens erkannte er lediglich größere und kleinere Holzkisten, so wie man sie auch verwendete, um Maschinenteile sicher zu transportieren.

»Geheimsache.« Er pfiff leise durch die Zähne. »Wie aufregend.«

»Es ist Kunst und so 'n Krempel«, sagte einer der anderen Soldaten leise. »Alles für den Führer. Kommt aus Paris, aus Skandinavien, aus Holland und aus Russland.«

»Muss ja enorm wertvoll sein, wenn es so geschützt wird.« Bittmann war neugierig.

»Nun ja«, sagte derselbe SS-Sturmmann, der auch eben gesprochen hatte, »für den Führer nur das Beste.«

»Klappe halten«, kam es aus Richtung des Obersturmbannführers. Und an Bittmann gerichtet: »Geht das nicht schneller? Wir müssen hier so schnell wie möglich wieder weg. Im Bahnhof stehen ist gefährlich. Und wir warten nur noch auf Ihre Reparatur. Also machen Sie die Tür wieder gangbar, aber zack, zack.«

»Zack, zack ist gut«, konterte Bittmann. »Ich kann auch nicht zaubern. Wir müssen in jedem Fall schweißen. Schneller ginge es allerdings, wenn Sie den Waggon entladen würden und einen anderen nähmen. Wir haben noch einen, zwar mit leichter Panzerung als der hier, aber immerhin armiert. Er steht seit knapp einem halben Jahr bei uns und wird offensichtlich nicht mehr gebraucht.«

Der Obersturmbannführer nahm seine Nickelbrille ab. »Wie lange würde die Reparatur dauern?«, wollte er wissen.

»Konservativ geschätzt etwa zwei Stunden.«

»Das ist zu lange, da bekommen wir Probleme auf der Strecke im Mittelrheintal. Wir haben einen exakten, aus Berlin vorgegebenen Zeitkorridor für den Transport. Uns stehen hier in Trier noch maximal dreißig Minuten zur Verfügung. Maximal.«

»Sie können aber auch mit der defekten Tür fahren«, sagte Bittmann und war nicht stolz auf seinen Vorschlag. »Die Fahr-sicherheit des Zuges ist durch den Schaden nicht beeinträchtigt.«

Der Offizier dachte nach. »Gut«, sagte er dann. »Nehmen wir den anderen Waggon. Wir können den hinten an den Panzerzug ankoppeln. Wo steht der Wagen?«

»Einstieg direkt am Bahnsteig gegenüber, Herr Obersturmbannführer.« Bittmann bereute seinen Scherz sofort, als ihn der Blick des SS-Offiziers traf. »Ich meine, in fünf Minuten steht er dort. Vielleicht können Sie ja schon einmal entladen lassen. Dann geht es schneller. Meine Kollegen helfen gern.«

\*\*\*

»Noch knapp fünf Minuten bis Trier.«

Moore war sichtlich nervös, und der Commander, der die Geschwindigkeit der Maschine wie die Flughöhe zu reduzieren begann, zweifelte an der Einsatzfähigkeit seines Navigators.

»Mensch, Charles, denk doch mal nach.« Whitaker hatte den ganzen Flug über geschwiegen und seinen Kameraden bewusst in Ruhe gelassen. »Alle in deiner Familie sind und waren doch Juden, oder?«

Moore nickte. »Yes, Sir.«

»Und glaubst du, dass nach allem, was man so hört, dort unten in Nazideutschland noch Juden neben anderen leben wie ganz normale Bürger, so wie daheim in England?«

»No, Sir.«

»Also, Moore. Zeigen wir's denen. Im Gedenken an deine Familie und deine Vorfahren und an all das, was man ihnen angetan hat oder gerade antut.« Whitaker werkelte an den Instrumenten der »Mosquito«. »Nun gibt es Zunder für Deutschlands älteste Stadt. Die beschauliche Ruhe dort ist dann vorbei. *Let's go, Mr. Moore.* Tod den Naziteufeln.«

Seit der Meldung des Abschusses einer ihrer Maschinen direkt hinter der Kanalküste herrschte Funkstille. Erst als sie eine Flughöhe von knapp zweitausendfünfhundert Fuß erreicht hatten, nahm Whitaker wieder Sprechfunkkontakt zu den anderen Maschinen auf: »Bomben bereit machen, Staffeln wie geplant in Position gehen. *Good luck.*«

\*\*\*

Auf dem Bahnsteig zwischen dem stark beschädigten Panzerwaggon und dem neu in die Gleisanlage eingeschobenen gepanzerten Güterwagen herrschte Hochbetrieb. Vier Arbeiter des Bahnausbesserungswerks sowie Bittmann waren unter den Augen der SS damit beschäftigt, die Holzkisten aus dem einen Waggon herauszubugsieren und für die Verladung in den Ersatzwagen vorzubereiten. Keiner dachte an etwas anderes als an die Arbeit außer Matthias Bittmann. Er witterte die Chance seines Lebens, die Möglichkeit, auf einen Schlag reich zu werden. Wenn er nur eine der Kisten würde beiseite-schaffen können. Aber die um ihn herumstehenden schwer bewaffneten Männer in Uniform belehrten ihn, dringend an etwas anderes zu denken. Also tat er das, was er tun musste: beim Entladen helfen.

\*\*\*

Moore musste im steilen Sinkflug über der Mosel in der Kuppel des Flugzeugs ein kleines Fenster öffnen, um auf Sicht navigie-

ren zu können. Es war keine leichte Aufgabe. Dann, kurz vor dem Zusammenfluss von Mosel und Sauer bei Wasser- und Oberbillig, klarte die Sicht plötzlich auf, und Whitaker verringerte die Flughöhe immer weiter, sodass seine »Mosquito« und die fünf ihm noch folgenden Maschinen – die anderen hatten bereits kurz vorher aus taktischen Gründen abgedreht – zwischen Wasserliesch und Konz nur noch knapp fünfzig Meter über dem Boden flogen.

Als sie über die Felder um Igel und Euren schossen, schauten die dort arbeitenden Bauern zu ihnen hinauf und winkten. Sie dachten wohl, eine deutsche Jagdstaffel würde auf dem nahe gelegenen Flugplatz in Euren landen. Doch die wenigen unter ihnen, die die britischen Hoheitszeichen auf den Längsseiten der Flugzeuge erkannten, warfen sich zu Boden, um Schutz zu suchen.

Die Maschinen übersprangen die die Luxemburger Straße säumenden Bäume, und ein weitläufiger Komplex mit verschiedenen großen Hallen, Gebäuden und von Schienen durchzogenen Freiflächen kam in Sicht.

»Dort ist es, unser Ziel: das Eisenbahnausbesserungswerk samt direkt danebenliegenden Hallen der städtischen Verkehrsbetriebe und – bingo – das Dampfkraftwerk und die zugeordnete Umspannanlage des hiesigen Energieversorgers. Wenn wir nur die Hälfte unserer Bomben richtig platzieren können, Moore, dann geht in Trier für lange Zeit das Licht aus.«

\*\*\*

Unerwartet und viel zu spät ertönte der Luftalarm im Ausbesserungswerk. Fast zeitgleich mit dem Erschallen der Sirenen schlugen auch schon die ersten Bomben ein. Panik brach aus. Schreie waren zu hören. Die »Mosquitos« überflogen eine nach der anderen Lokrichthalle, Verwaltungsgebäude und Schiebebühne und entließen aus ihren geöffneten Bombenschächten ihre tödliche Fracht.

Die Flakschützen an ihren auf den benachbarten Flachdächern stehenden Zwei-Zentimeter-Geschützen hatten aufgrund des Überraschungsmoments nicht die geringste Gelegenheit, auch nur einen Schuss abzufeuern. An Abwehr war nicht zu denken. Jeder, der konnte, floh in einen der nahe gelegenen Schutzräume. Auch bei Bittmann und seinen Arbeitern brach Panik aus.

»Hier wird weitergeladen, egal, was passiert!«, schrie der SS-Offizier mit gezogener Pistole und wies seine Männer an, jeden Flüchtenden sofort zu erschießen. »Beeilung, Beeilung!«

Bittmann selbst arbeitete, was das Zeug hielt. Er hatte Todesangst. Überall detonierten Bomben, er hörte Schreie, roch brennendes Öl und meinte, die Hitze von Feuer zu spüren. Dann raste eine der »Mosquitos«, es war die letzte der Staffel, direkt über die Köpfe der am Panzerzug arbeitenden Männer hinweg. Eine Bombe hatte sie kurz zuvor noch ausgeklinkt.

Bittmann sah sie fallen und in seine Richtung rasen. Sie war ein Riese. Sie schlug auf dem Bahnsteig auf, schlitterte, ohne zu explodieren, auf die Gruppe der Arbeiter zu, durchdrang drei große, von der Wucht des Aufpralls zersplitternde Transportkisten und prallte dann, aus der Bahn gebracht, gegen die wie stets in der Mitte des Zuges positionierte Lokomotive des Panzerzugs.

Alle, auch Bittmann, dachten, nun seien sie des Todes. Doch nichts geschah. Und während sich alle, auch die SS-Soldaten, noch panisch in Deckung hielten, witterte Bittmann seine ersehnte Chance, griff sich eine der direkt neben ihm stehenden kleineren Kisten und verstaute sie in einem Revisionsschacht des Bahnsteigs direkt zu seinen Füßen. Niemand hatte ihn dabei gesehen, da war er sich sicher.

Dann, ganz plötzlich, war alles still. Der Angriff war vorbei.

Es dauerte jedoch keine weiteren fünf Sekunden, bis der Obersturmbannführer wieder Befehle bellte, und dann keine

Viertelstunde mehr, bis der Panzerzug mit seiner geheimen Fracht das Ausbesserungswerk in Trier-West in Richtung Koblenz verließ.

Matthias Bittmann und die von ihm versteckte Kiste blieben in Trier zurück.

## EINS

Ich werde alt, dachte Ferschweiler, als er aus dem Wagen der Bereitschaftspolizei stieg, der ihn an den Ort gebracht hatte, an dem sein Assistent schon seit geraumer Zeit auf ihn wartete. Seine Gelenke schmerzten, und jeder Schritt über die feuchte, ungemähte Wiese mit ihren Maulwurfshaufen, Wühlmauslöchern und den daraus resultierenden Unebenheiten, die ihn leicht bergan zu einer Gruppe von kleineren, weit auseinanderstehenden Holzhäusern führte, machte ihm immer mehr bewusst, dass seine besten Tage vermutlich unwiederbringlich hinter ihm lagen.

Auch zunehmend kurzatmig war er in den letzten drei Jahren geworden. Er merkte es immer wieder, wenn er nur die kleinste Steigung zu meistern hatte. Früher hatte ihm das alles keine Probleme bereitet. Aber nachdem er sich bei einem Sturz bei Eisglätte im Winter vor sechs Jahren auf dem Vorplatz der Konstantinbasilika das linke Knie verdreht hatte, hatte das Übel seinen Anfang genommen. Die Schmerzen und Beschwerden waren trotz orthopädischer Therapie nicht ganz weggegangen, und Ferschweiler vermied seitdem jede – wie er es nannte – »Überanstrengung«.

Allerdings war das nicht alles. Denn Ferschweiler war bei der Begehung eines potenziellen Tatorts selten so irritiert gewesen wie heute. Dabei war eigentlich nichts anders als sonst. Wobei dies natürlich nicht – und da begann schon seine ganze Lebenslüge – stimmte. Denn dass er überhaupt über eine Wiese zu einem Tatort laufen musste, war schon eher ungewöhnlich. Die eigentliche Zufahrt dorthin war nach einem Wasserrohrbruch, der gestern Abend passiert sein musste und inzwischen die ganze Strecke unterspült hatte, unpassierbar. So blieb nur der Weg über die Wiese.

Heute tröstete Ferschweiler auch nicht die Tatsache, dass alle

Kollegen – ausnahmslos alle – diesen Gang hatten einschlagen müssen.

Was Ferschweiler irritierte, war die Gegend, in der er gerade unterwegs war. Sie rief Assoziationen und Erinnerungen in ihm hervor, die er längst verarbeitet oder verdrängt geglaubt hatte. Aber als er vorhin mit dem Kollegen von der Bereitschaftspolizei, der ihn an den Einsatzort bringen musste, über die Korlinger Höhe gefahren war und den weiten Blick ins Ruwertal bis hinüber nach Morscheid wieder einmal in seiner ganzen atemberaubenden Weite genossen hatte, da waren ihm die ersten Erinnerungen gekommen. Das Ruwertal – und insbesondere Waldrach – war ihm nicht bestens im Gedächtnis geblieben.

So schnell die Gedanken an früher auf der Höhe gekommen waren, so schnell waren sie auch wieder verschwunden. Nun aber, in der Nähe der Riveristalsperre, wo sein Assistent Wim de Boer ihn erwartete, kamen sie langsam wieder. Und sie waren nicht angenehm.

»Da bist du ja endlich«, begrüßte ihn de Boer, nachdem Ferschweiler die knapp dreißig Meter bergauf gemeistert hatte. »Hätte ich dich abholen sollen?«

Ferschweiler hasste diesen Sarkasmus seines Kollegen, wusste dieser doch von seiner Knieschwäche und seiner Angst, sich deshalb nochmals behandeln lassen zu müssen.

»Bin doch da«, knurrte er hörbar verbittert. »Habe ich denn in den letzten Minuten etwas verpasst?«

De Boer sah ihn bereuend an. »Nein«, antwortete er zerknirscht, »alles ist wie vorher. Ich wollte nur etwas ironisch sein. Sollte dich aufbauen.«

»Danke«, sagte Ferschweiler. »Also, was gibt es? Hat es mit einem Affen zu tun?«

Nun schaute de Boer verdutzt. »Affe?«

»Ja, ein Schimpanse oder Pavian oder so. Auf jeden Fall ein Primat mit langen Fangzähnen. Ich kann mich nicht genau erinnern.«

»Rudi, geht es dir nicht gut?« De Boer fasste Ferschweiler besorgt an der Schulter.

»Ach, i wo!«, antwortete dieser vielleicht etwas zu barsch. »Wäre es so, dann hätte ich mich krankgemeldet. Nein, bei mir ist alles in Ordnung. Aber mit diesem Ort hier verbinde ich einen Affen, nein, sogar mehrere. Frag mich nicht, warum, ich hab keine Ahnung. Aber es ist so.«

Ferschweiler war irritiert. Er hatte kein Alkoholproblem. Es war Mobbing in der Dienststelle. Gerüchte waren es, sonst nichts. Und nun glaubte auch de Boer daran. Was für eine Schande. Ferschweiler versuchte sachlich zu bleiben. »Aber sag, was ist denn hier nun passiert?«

De Boer war Ferschweiler vorangegangen und erreichte als Erster das hölzerne Ferienhaus, neben dem ein geöffneter Wohnwagen stand. »Es ist eine blutige Geschichte. Sieh selbst. Wir haben zwei Tote.«

Der Holländer, wie alle auf dem Revier de Boer aufgrund seiner teilweise holländischen Abstammung nannten, öffnete die Haustür und konfrontierte Ferschweiler mit einer Szenerie des Schreckens. Die Kollegen von der Kriminaltechnik waren gerade dabei, die Spuren zu sichern und die Tatortdetails zu dokumentieren.

In der Mitte des annähernd quadratischen Raumes, der eine Art Wohnküche mit Kamin darstellte, lag in grotesker Verkrümmung bäuchlings die Leiche eines Mannes. Sie war mit getrocknetem Blut überzogen. Aus ihrem Rücken ragte ein Küchenmesser. Mehrere Einstiche waren zu erkennen.

Im Durchgang zum Treppenhaus lag, ebenfalls bäuchlings, eine Frau, in deren Rücken ein Wurfmesser steckte. Auf Ferschweiler machte es den Eindruck, als ob erst der Mann und dann die ihm zu Hilfe kommende Frau ermordet worden war.

»Der Mann«, begann de Boer zu referieren, »heißt laut dem Führerschein, den wir im Haus gefunden haben, Hans-Frieso van de Capellen, sechsundvierzig Jahre alt, geboren in Hoogezand, Provinz Groningen, Niederlande. Der Name der Frau

ist laut ihrem Pass Elsje van de Capellen, fünfunddreißig Jahre alt, geboren in Amsterdam.«

»Gibt es sonst schon konkrete Erkenntnisse?« Ferschweiler ließ seinen Blick über das komplette Innere von Küche und Flur wandern. Er merkte auch jetzt wieder, dass es ihn fast schon überforderte, eine Tatortbegehung durchzuführen. War es tatsächlich eine Art Burn-out? Oder war er – wie viele seiner Kollegen sarkastisch behaupteten – doch nur zu zartbesaitet, eigentlich für seinen Job grundsätzlich nicht besonders geeignet? Er würde, da war er sich sicher, bald einmal eine Kur beantragen müssen.

Ferschweiler haderte mit sich und seinem Tun schon seit einigen Jahren, wenn er ehrlich war, sogar schon seit Jahrzehnten. Immer wieder hatte er sich die Frage gestellt, ob er seiner Aufgabe überhaupt gewachsen war. Sicherlich, er war Polizist mit Leib und Seele und hatte es auch immer so gewollt. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Brutale Morde wurden immer häufiger. Auch Delikte des Alltags paarten sich zunehmend mit solchen der Gewaltkriminalität. Ob es Messerstechereien an Pfandflaschen-Rückgabeautomaten waren, wie sie in den vergangenen Jahren vermehrt vorkamen, oder solche auf offener Straße, bei denen es meistens ebenfalls um Belanglosigkeiten ging: Die Gewalt nahm zu – so war zumindest Ferschweilers Eindruck.

Und wenn er bei seiner Freundin Rosi einmal die Buchtitel in deren Bücherregal durchsah – Rosi liebte Krimis sowie Thriller und kaufte sich stets die, die in der »Spiegel«-Bestsellerliste empfohlen wurden –, dann fand er zunehmend solche Exemplare, die mit Gewalt glänzten, in denen ausführlich und exzessiv Leiden geschildert wurde oder irgendwelche Irren Abschlachtungen größeren oder kleineren Formats in meist entfernten Gegenden Skandinaviens vornahmen.

»Ergebnisse gibt es leider noch keine, Rudi, nur Beobachtungen und erste Vermutungen, sonst nichts. Wingertszahn-Lichtmeß und seine Leute brauchen noch etwas Zeit. Ob sie

heute aber schon werden liefern können, da bin ich skeptisch. Immerhin haben wir schon zehn nach fünf.«

»Hm«, Ferschweiler war nachdenklich. Mit aufmerksamem Blick sah er sich in dem Holzhaus um.

In der Küche, die die Kriminaltechnik mittlerweile freigegeben hatte, wirkte alles so, wie es bei einer Familie im Urlaub wohl aussehen mochte. Überall standen Konservendosen mit unterschiedlichen Biosuppen, und es fanden sich ganze Körbe voller mitgebrachter, teilweise exotischer Gewürze und solcher Dinge, die in Ferienwohnungen nie vorgehalten wurden. Auch die Flaschen Genever durften nicht fehlen – schließlich waren die Leute Holländer. Immerhin hatten sie bei Speisen und Getränken gute Qualität bevorzugt, wie Ferschweiler anerkennend feststellen musste.

»Hast du die Löcher in Decke und Wand gesehen?« De Boer deutete nach oben. »Scheinen mir Einschusslöcher zu sein. Nur, wir haben keine Schusswaffe gefunden.«

Ferschweiler sah zur Decke. Dort waren zwei nicht ganz kleine Löcher zu erkennen, um die herum das Holz der Balken leicht verkohlt und ungewöhnlich gesplittert war. Auch an der Wand, in der sich der Hauseingang befand, gab es Löcher rechts und links neben der Tür, worauf die noch angebrachten Markierungstäfelchen der Spurensicherung hindeuteten. Insgesamt waren es sechs in Decke und Wand.

»Da hat wohl jemand eine ganze Trommel leer geschossen«, sagte Georg Wingertszahn-Lichtmeß, der Leiter der Kriminaltechnik, der gerade in den Raum getreten war und den Blick der Kommissare bemerkt hatte. »Kaliber 44, echt schweres Geschütz nur fürs Private.«

»Das vermute ich auch«, entgegnete de Boer. »Für mich sieht das so aus, als ob der Mann hier«, er wies auf den am Boden liegenden Toten, »seinen späteren Mörder schon beim Eindringen ins Haus bemerkt hatte und ihn mit Schüssen aufhalten und vertreiben wollte, ohne ihm allerdings eine Verletzung zuzufügen.«

»Du denkst, dass die Waffe dem Holländer gehörte?«, fragte Ferschweiler. »Warum? Trägt man das bei euch so?«

De Boer schaute betreten. »Nein«, sagte er dann. »Wir Holländer sind eher nicht waffenaffin. Aber die Spurensicherung hat festgestellt, dass die Schüsse alle aus Richtung des Sessels abgefeuert wurden, in dem der Holländer ursprünglich gesessen haben muss. Dort ist alles voll von Spuren von ihm.«

Wingertszahn-Lichtmeß nickte.

»Und wo ist die Waffe bitte schön?« Ferschweiler war ungehalten.

»Die ist, wie gesagt, nicht hier, Rudi«, sagte Wingertszahn-Lichtmeß. »Der Täter wird sie wohl mitgenommen haben.«

»Okay«, grummelte Ferschweiler. »Das heißt dann, wenn eure Theorie stimmt, dass der Holländer in seinem Sessel saß und den ungebetenen Gast vertreiben wollte, sich dieser jedoch nicht vertreiben ließ, sondern trotz der Schüsse auf ihn aus der Kanone weitermachte und seinen Gegner dazu brachte, insgesamt vier ungezielte Schüsse in seine Richtung abzufeuern, bevor er ihn dann direkt angriff. Die Löcher in der Decke deuten ja darauf hin, dass der Tote im direkten Nahkampf schließlich nicht mehr Herr seiner Waffe war. Ich schätze, beide haben miteinander gerungen, auch um die Waffe.«

»Exakt«, sagte Wingertszahn-Lichtmeß. »Aber das hat Wim doch gerade schon gesagt.« Er sah Ferschweiler besorgt von der Seite her an. »Geht es dir nicht gut, Rudi? Du wirkst irgendwie fahrig und unkonzentriert.«

»Nein«, antwortete Ferschweiler abwehrend, »mir geht es gut. Wirklich.«

Wingertszahn-Lichtmeß nahm Ferschweilers Antwort mit einem Skepsis und Hilflosigkeit vermittelnden Blick zu de Boer zur Kenntnis und kehrte zur Routine zurück. »Was du gesagt hast, Rudi, stimmt mit unseren ersten Ergebnissen überein. So dürfte es gewesen sein. Allerdings haben wir keine Spuren des Täters gefunden außer einigen Hautpartikeln unter den Fingernägeln des männlichen Opfers.«

»Das heißt, er wurde nicht getroffen, sondern hat als Angreifer mit einem Messer im Nahkampf einen entscheidenden Vorteil gehabt.«

»Genau. Und der Holländer hat noch versucht, ihn mit den Händen abzuwehren.«

»Und die Frau?«

»Vermutlich ist sie erst durch den Lärm der Schüsse auf das Geschehen in der Küche aufmerksam geworden. Sie war vielleicht im Obergeschoss oder auf der Terrasse und hat geschlafen. Vielleicht war sie auch im Wohnwagen. Wissen wir da schon etwas?« De Boer richtete seinen Blick neugierig auf Wingertszahn-Lichtmeß.

»Nein, auch über den Zeitpunkt des Todes der beiden wissen wir noch nichts Genaues. Dr. Huber ist noch bis Ende der kommenden Woche im Urlaub, und wir warten auf seine Vertretung aus Saarbrücken, was noch etwas dauern kann.« Wingertszahn-Lichtmeß machte eine entschuldigende Geste.

Ferschweiler blickte auf die am Boden liegende Leiche. »Der ist aber auch kein leicht zu überwindendes Opfer gewesen, so wie der aussieht. Schau dir mal die muskulösen Arme an. Da kann der Angreifer keinesfalls ein Hänfling gewesen sein.«

»Nein.« De Boer musste lächeln. »Der Angreifer war ein Mann von großer Statur, ob durchtrainiert oder nicht, das müssen wir noch abwarten. Auf jeden Fall versteht er zu kämpfen.«

»War es denn mit Sicherheit ein Mann?«

»Ich würde sagen: schon. Wenn es doch eine Frau gewesen sein sollte, dann war sie so etwas wie eine ausgebildete Nahkämpferin und mit allen Feinheiten vertraut.«

»Vielleicht mag es ja sogar sein, dass sich Opfer und Täter kannten?«, dachte Ferschweiler laut nach, ohne auf seinen Kollegen einzugehen. »Ich meine, weil das Opfer doch zuerst nicht gezielt geschossen hat.«

»Du meinst, er wollte dem Täter tatsächlich nur Angst machen und gar nicht wirklich verhindern, dass er ins Haus kommt?« De Boer blickte nachdenklich.

»Wäre doch immerhin eine Möglichkeit, oder?«

»Das schon, aber dieser Mann war Tourist. Wie viele Menschen kennst du an einem Ort, an dem du gerade erst angekommen bist?«

»Seit wann waren die beiden denn hier?«, fragte Ferschweiler nickend. »Könnt ihr ausschließen, dass sie nicht schon mehrfach in unserer Gegend waren?«

»Nein, das können wir nicht. Das fragen wir am besten den Besitzer des Hauses«, sagte Wingertzahn-Lichtmeß. »Er wartet hinter dem Wohnwagen außerhalb der Absperrung auf euch. Aber, Rudi, bevor ihr dorthin geht«, er wurde leiser, »solltest du wissen: Es wohnten drei Personen im Haus. Neben den beiden nun toten noch ein knapp vierzehnjähriger Junge, wahrscheinlich ihr Sohn.«

Ferschweiler wurde unruhig. »Und wo ist der?«

»Wir haben bislang keinerlei Ahnung«, sagte Wingertzahn-Lichtmeß, den alle bei der Trierer Kriminalpolizei Schorsch nannten. »In seinem Zimmer im Obergeschoss sieht es danach aus, als ob er sich dort nur die Nacht über aufgehalten hätte. Nur das Bett ist benutzt, alles andere scheint weitgehend unberührt. Allerdings finden sich viele Kletterutensilien, sodass ich vermuten würde, dass er den ganzen Tag irgendwo in der Natur war oder ansonsten was zu tun hatte und nur zum Schlafen in sein Zimmer ging.«

»Du meinst, er macht Freeclimbing oder wie das heute so heißt?«

»Vielleicht. Möglicherweise ist er aber auch so einer, der Parkour macht, der in der Stadt von Mauer zu Mauer, von Dach zu Dach springt, um sich fortzubewegen. Wir wissen noch nichts Genaueres. Ich habe ein Bild von ihm gefunden, auf dem er in voller Klettermontur stolz an einer Steilwand hängt und in die Kamera lächelt, als ob das Klettern keine Kraft kosten würde.«

»Lasst ihr schon nach dem Jungen suchen?«, fragte Ferschweiler.

Als de Boer bestätigte, dass er bereits die Bereitschaftspolizei angewiesen habe, das ganze Terrain großräumig mit einer Hundertschaft zu durchkämmen, fügte er hinzu: »Wenn wir zurück im Präsidium sind, sollten wir sein Bild an alle Dienststellen schicken. Vielleicht ist er ja auch in Gefahr.«

»Oder verletzt«, sagte de Boer. »Wird in jedem Fall erledigt.«

»Und was machte unser Toter?« Ferschweiler nickte in Richtung der Leiche. »Womit verdiente der sein Geld?«

»Der war, glaubt man den Dingen, die sich im Wohnwagen befinden, Fotograf. Hat wohl Landschaften abgelichtet. Zumindest liegen da einige Abzüge mit Landschaftsmotiven neben einer sündhaft teuren Fotoausrüstung.«

»Ja, ja«, grummelte Ferschweiler, der sich noch immer nur ein rudimentäres Bild von dem machen konnte, was hier vorgefallen war. »Wir leben halt dort, wo andere Urlaub machen.«

»Nein, im Ernst. Er kletterte auch.«

»Und die Frau?«

»Keine Auffälligkeiten. Die war anscheinend nur hier, hat das Ferienhaus nicht verlassen.«

De Boer wies auf den Liegestuhl, der, flankiert von einem Stapel Zeitschriften und einer fast geleerten Geneverflasche sowie zwei Cocktailgläsern mit rot und grün schimmernden Flüssigkeitsresten, auf der Terrasse des Holzhauses stand.

»Die Familie besaß nur einen Wagen«, berichtete Wingertzahn-Lichtmeß von den schon getätigten Recherchen. »Und der war voll mit der Kletter- und der Fotoausrüstung. Zudem hat der Vermieter so eine Andeutung gemacht. Aber den fragt ihr ja gleich selbst.«

»Verstehe«, entgegnete Ferschweiler. »Dann lasst uns mal mit ihm sprechen. Vielleicht ist der Gerichtsmediziner dann ja auch bald da.« Wehmütig fügte er an: »Was waren das für Zeiten, als Dickerchen Quint noch unter uns weilte.«

»Dann wüsste ich auch, mit wem ich nachher noch eine Porz Viez beim Scherf in Waldrach nehmen würde«, sagte Wingertzahn-Lichtmeß traurig. »Er war ein echter Freund, der alte

Leichenschnippler. Musste leider viel zu früh gehen. Aber«, seine Stimme wurde wieder fester, »beachtet bitte die Tatsache, dass die Holländer ein Auto mit deutschem Nummernschild fahren.«

De Boer zog die Augenbrauen kraus. »Welcher Holländer würde das denn freiwillig tun? Aber danke, Schorsch. Ich kümmer mich darum.«

\*\*\*

Der Vermieter des Holzhauses, ein Mann Mitte sechzig, saß unter einer großen Buche und drehte sich eine Zigarette nach der anderen. Als er die beiden Polizisten auf sich zukommen sah, stand er auf und verstaute Tabak wie Zigaretten in den Taschen seiner ausgebeulten dunkelgrünen Drillichjacke.

»Ich bin Hauptkommissar Ferschweiler«, sagte Ferschweiler, als er die Hand seines Gegenübers geschüttelt hatte. »Das ist mein Kollege Wim de Boer. Wer sind Sie?«

Der Mann war es nicht gewohnt, viel zu reden, das merkte Ferschweiler sofort. »Mein Name ist Feller, Hannes Feller.« Er sprach gemächlich und klopfte sich, während er sprach, die Tabakreste von Hemd und Jacke. »Ich hab die Flur hier von meinem Vater geerbt und vermiete sie seitdem. Ist ja schöne Natur hier im Ruwertal. Und dann die Riveristalsperre mit ihrer einmaligen Landschaft.«

»Hm.« Ferschweiler mochte das Ruwertal nicht besonders. Zu viele weniger gute Erinnerungen verband er mit diesem Seitental der Mosel und dem es durchschlängelnden Flüsschen.

»Früher war hier mal ein privater Tierpark, müssen Sie wissen, meine Herren. Aber heute ist alles ruhig. Keine lästigen Viecher mehr, hi, hi, außer Mücken.«

Tierpark – wie elektrisiert sah Ferschweiler Hannes Feller an, der bei dem plötzlichen Ruck des Kommissars einen Schreck bekommen hatte. »Gab es da auch Affen?«, fragte Ferschweiler.

De Boers Blick verriet, dass er am Verstand seines Vorgesetz-

ten zu zweifeln begann. Er versuchte, das Gespräch an sich zu ziehen, aber Ferschweiler, der ihm die Gedanken im Gesicht ablesen konnte, gebot ihm mit einer bestimmenden Geste Einhalt.

»Gab es damals auch Affen hier im Ruwertal?«

»Ja, sicher«, antwortete Feller ganz ruhig. »Der Besitzer des Tierparks hatte neben Lamas, verschiedenen Bären und Bergziegen auch einige Affen. Unter anderem einen Schimpansen oder Pavian, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, den alle nur den Hoss nannten, Sie wissen schon, wie den Dicken aus ›Bonanza‹.«

Ferschweiler wurde schlagartig klar, was ihn mit diesem Ort verband. Es war in seiner Kindheit ein riesiger Schock gewesen, der sich in der Folge zu einem ausgewachsenen Trauma entwickelt hatte, als dieser Riesenaffe ihm hier an der Riveris auf den Rücken gesprungen war. Er war knapp zehn Jahre alt gewesen und hatte mit seiner Mutter und seiner Tante Dorothea nach einem längeren Besuch bei einem Viezbauern in Waldrach den privaten Tierpark besucht. Der kleine Ferschweiler hatte vor Angst geschrien, ebenso der Affe – ob auch aus Angst oder aus Lust oder als Ausdruck von Macht, das konnte Ferschweiler heute unmöglich noch entscheiden. Erst als die Dame von der Kasse kam und Hoss – wie er wohl hieß – ein Leckerchen anbot, hatte das Vieh von ihm abgelassen und sich kauend einige Meter entfernt auf eine Bank gesetzt und so getan, als ob nichts gewesen wäre und er kein Wässerchen trüben könne.

Heute wäre man mit einem derartig traumatisierten Kind sicherlich sofort zu einem Psychologen gegangen, damals hielt man so etwas nicht für nötig. War doch nur ein Spaß von dem Affen, hatte seine Mutter gesagt. Und die Tante hatte ergänzt, Rudi hätte den Hoss wohl geärgert und sei daher selbst schuld.

Für Ferschweiler hatten Tiere seitdem etwas Unheimliches.

»Waren Sie damals der Besitzer des Tierparks?«, fragte er Feller, doch der schüttelte vehement den Kopf.

»Nein, nein«, sagte er. »Der gehörte einem Arzt aus Waldrach. Das ist lange her. Mein Vater hat den Grund und Boden

von ihm vor etwa dreißig Jahren günstig erworben. Hat das denn etwas mit dem Mord zu tun?»

»Das wissen wir noch nicht«, sprang de Boer seinem Chef zur Seite. »Seit wann jedenfalls vermieten Sie Ihre Hütte dort?«

Feller nahm sich eine seiner Selbstgedrehten aus der Sakotasche und zündete sie an. »Ich würde sagen, so seit acht Jahren. Vorher hat mein Vater noch in der Hütte, wie Sie es nennen, gewohnt. Meine Mutter hatte ihn rausgeschmissen. Zu viel Schnaps, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Und gab es bei Ihrem jetzigen Mieter Auffälligkeiten?«, wollte de Boer wissen.

»Sie meinen, ob ich etwas Ungewöhnliches beobachtet habe?«

De Boer nickte.

»Nun ja«, sagte Feller und blies einen tiefen Zug aus seinen Lungen. »Selten war die Mülltonne seit Vaters Zeiten wieder einmal so voll mit Flaschen unterschiedlicher Schnapssorten wie momentan. Aber wenn das für die Leute Urlaub ist, dann bitte schön. Soll mich nicht interessieren.«

»Sonst nichts?«

»Vorgestern war der Holländer kurz bei mir, um sich Werkzeug auszuleihen. Er hatte wohl mit seinem Sohn zusammen eine schwere Holzkiste mit Eisenbeschlägen und Schloss gefunden und wollte sie öffnen. Da bin ich mit meiner Brechstange und der Flex einfach mal mitgegangen, um zu helfen.« Wieder nahm Feller einen tiefen Zug Nikotin.

»Und?« Ferschweiler ging es nicht schnell genug. »Konnten Sie helfen?«

»Ja klar«, entgegnete Feller hörbar stolz. »War so eine alte Wehrmatskiste mit Hakenkreuz drauf und Adler und so. ›Geheime Reichssache‹, stand eingebrannt in das Holz des Deckels. Aber die Schlösser waren zu schwergängig, um sie mit dem Dietrich zu öffnen. Da hatte der Zahn der Zeit schon heftig dran genagt. Auch gute Schmiere nutzte da nichts. Mit dem Bolzenschneider konnte ich auch nichts anfangen. Also hab ich sie aufgeflex.«

»Und was war drin?«

»Der Holländer war auch schon ganz neugierig. Aber es war nur vergilbtes Papier drin. Irgendwelche alten Notizbücher. Kladden über Kladden, bestimmt mehr als zwölf Stück. Alle waren vollgeschrieben mit einer unleserlichen Handschrift. Und dann noch in so alter Schrift, wie meine Uroma die immer geschrieben hat. Sie hätten den Holländer mal sehen sollen, wie dessen Eifer und Interesse plötzlich verschwunden waren und sich auf seinem Gesicht Enttäuschung breitmachte. Der hatte wohl mit einem richtigen Schatz gerechnet.«

»Nazigold«, sagte de Boer.

»Mindestens«, erwiderte Feller belustigt. »Oder Teile vom Bernsteinzimmer. Aber es war nur altes, stinkendes Papier.«

»Haben unsere Leute eine solche Kiste im Haus oder im Wohnwagen gefunden?«, fragte Ferschweiler de Boer, der verneinend den Kopf schüttelte.

»Können Sie mir bitte eine möglichst genaue Zeichnung der Kiste anfertigen, Herr Feller?«

»Reicht es Ihnen, wenn ich sie nachher Ihren Mitarbeitern mitgebe? Aber es wird sicherlich kein Kunstwerk.«

»Natürlich reicht das, vollkommen«, sagte Ferschweiler sachlich. »Wissen Sie, wo der Holländer die Kiste herhatte?«

»Keine Ahnung. Er sprach ja nicht viel, der Herr van de Capellen.«

»Und sein Sohn? Oder seine Frau?«

»Seine Gattin lag nur in der Sonne und soff den ganzen Tag. Ich habe nie bemerkt, dass sie mal etwas anderes gemacht hätte. Und der Sohn, der –«

»Sie beobachten Ihre Nachbarn wohl sehr intensiv«, unterbrach Ferschweiler Fellers Antwort.

»Na, hören Sie mal, Herr Hauptkommissar«, antwortete Feller beleidigt. »Mir haben Holländer schon mehrmals die Hütte verwüstet. Da bin ich ein gebranntes Kind. Und Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Ich jedenfalls –«

Wieder unterbrach Ferschweiler ihn. »Und der Sohn?«